

Australische Reisebriefe. II.

Von Professor H. Dexler (Prag).

Von Genua nach Colombo.

(Schluss.)

Überhaupt konnte man an dem kleinen Völkchen die anziehendsten Studien machen — hoffentlich trägt es mir keiner nach, wenn einer von ihnen diese Zeilen liest. Da war ein junger Mann, der gerne so abgebräunt gewesen wäre wie der Kapitän; er legte sich in die glühende Sonne, um sein Gesicht zu bräunen, das keine Farbe annehmen wollte. Obwohl er dabei so gebraten wurde, dass ihm der Schweiß von der Stirne troff, behauptete er doch, dass ihm gar nicht übermässig warm sei. Ihm gegenüber ein würdiger alter Herr, der darauf hielt stets in tadellos gesteifter Wäsche und dunklen Kleidern zu erscheinen und darob nicht weniger unter der unbarmherzigen Sonne litt wie der andere; ein dicker Ingenieur, der sich nach dem Frühstück auf Deck begab, um zu schlafen und die Vormittagsmahlzeit nur versäumte, weil er nicht zu erwecken war. Nach dem Lunch überfiel ihn eine solche Müdigkeit, dass er einschlief, wo er sass oder lag. Da ihm dabei der Unterkiefer immer herunterhing, konnte man bemerken, dass er ein sehr schlecht gemachtes, Gebiss besass, was die Damen sehr shocking fanden; eine junge Frau in Grün mit einem Säugling in Grün und einem ältlichen Gatten, der die Augenbrauen immer so hoch gezogen hatte, als ob er unausgesetzt darüber staunen wollte, dass ihm noch Vaterfreuden geworden, wie der ehrsame Schuster Unwirsch in R a b e s Hungerpastor.

Dann ein englischer „Captain“, ein äusserst liebenswürdiger Gentleman, der die Vorstellung nicht los wurde, auf der Kommandobrücke zu stehen und daher jeden in einem gurgelnd-schleimigen Bass anbrüllte, obwohl er leise zu sprechen vermeinte; ein amerikanischer Farmer, dem die Table d'hôte eine Qual war und den die Reflexionen über die richtige Haltung von Gabel und Messer so aus dem Geleise brachten, dass er plötzlich beim Speisen aufhörte und beide Instrumente hilflos anstierte; ein australischer Reverend, der seinen Groll über unser leichtfertiges Leben in sehr viel Brandy kühlte, und ein englischer Lord, der mit Leidenschaft photographierte, aber nie das auf die Platte bekam, was er wollte. Auch hatten wir eine Braut mit uns, die in allen Hafенplätzen ganze Päckchen Briefe bekam

AUG 6 - 1909

zum nicht geringen Neide der anderen; nicht vergessen möchte ich eine alte Dame aus Schottland, die uns von Zeit zu Zeit eine kleine „Party“ gab und so ausgezeichneten Tee zu bereiten verstand, wie ich ihn seither nie mehr erhalten konnte. Leider nahm sie selbst niemals von dem wahrhaft duftigen Trank, sondern löffelte standhaft leeres, heisses Wasser aus Furcht, seekrank zu werden.

In unserer kleinen Gesellschaft, die sich aus den verschiedensten Elementen in den europäischen Häfen zusammengefunden hatte, begann die bereits erwähnte soziale Schichtung weitere Fortschritte zu machen. In den langen Stunden, die liegend, kartenspieland, lesend, plaudernd und klatschend zugebracht wurden, hatte man sich kennen gelernt und seine Wahl getroffen. Es gab Sondergruppen und Vereinigungen, Cliques und Unterströmungen, Antipathien und ewige Freundschaften, die meist dadurch bald aufflogen, dass man nach gründlicher „Besprechung“ der „andern“ sich selber gegenseitig durchzuhecheln begann.

Der erste Mann des Anstosses war der Kapitän, der aus dem anfänglichen Stadium allgemeiner Bewunderung in das der Verachtung sank. Ihm waren — gleich allen Kapitänen, die ich auf meiner weiten Fahrt kennen gelernt habe — die Passagiere nicht viel mehr wie lebende Fracht, living cargo. Im Dienste sah er das Mittel der Beförderung in eine höhere Rangsklasse. Er hielt sein Schiff in Ordnung und sich die Passagiere vom Leibe, so weit er konnte. Das war natürlich so ganz gegen die Auffassung jener vielen, die von Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit u. s. w. der Seekapitäne — gelesen hatten. Da er sich dem Volke so wenig wie möglich zeigte, erhielt die richterliche Diskussion bald zu wenig Nahrung und verstummte, um sich mit neuer Wucht auf den Zahlmeister zu werfen.

Er war als Urheber der schlechten Bewirtung alsbald die Zielscheibe des ganzen Hasses. Zahlreich waren die umlaufenden Gerüchte, was man über den Mann an die Schiffahrtsgesellschaft berichten werde, und wie energisch dieser und jener ihm seine Meinung gesagt hätte; das geschah aber immer ohne Zeugen. Wurde Lachs aufgetragen und nahm der Purser an der Tafel teil, so dankte fast jeder mit beredtem Schweigen und aller Augen richteten sich nach ihm hin; der aber verzog keine Miene, schob die Platte ebenfalls zur Seite und versicherte seinen Nachbarn aufs treuherzigste, dass der Fisch ausgezeichnet sei, wie der Appetit der Spanier beweise; er für seine Person allerdings esse niemals Fische!

Was mich anbetrifft, so wurde mir der Aufenthalt auf Deck dadurch zuerst etwas getrübt, dass wir mehrere junge Damen an

Bord hatten, die mit ihren schöngeistigen Anwandlungen nicht allein fertig werden konnten. Sie machten Verse, die man lesen sollte und legten jedem Bekannten ihre „Confessions“ vor. Das waren umfangreiche Bücher, in denen man eine Reihe geistreicher Fragen zu beantworten hatte, wie: Wen halten Sie für grösser, Hannibal oder Nelson, Schiller oder Goethe u. s. w. Die Geschichte endete gewöhnlich mit einem Stammbuchvers.

Auch die Schiffsmusik verlor rasch ihren Reiz. Bei der Einfahrt in einen Hafen machte sich das Spiel unserer Bande sehr wirkungsvoll. Bei dem Umstande jedoch, dass die Leuten ein ganz kleines Repertoire von ein paar Märschen und Volkshymnen hatten und täglich mittags wie abends spielten, wurde die Vorstellung bald langweilig und dann peinlich. Sieghaft über die grossen und kleinen Leiden blieben bloss die italienischen Auswanderer, die in der Kühle unter uns bei Sonne und Hitze, Durst und Raummangel unausgesetzt Morra spielten und mit ihren Knöcheln dabei auf die Planken schlugen, dass es dröhnte.

Am 21. März nachmittags sahen wir nach fünftägiger Fahrt wieder Land. Wir näherten uns der Insel Keb-el-teir. Das Meer war durch die Segel einiger Perlenfischer belebt; auch begegneten wir einem modernen Frachtdampfer, einem riesigen aber scheusslich aussehenden Boote mit weiter Ausbauchung an der Wasserlinie. Man sagte uns, dass die unschöne Konstruktion für die den Suezkanal benutzenden Fahrzeuge besonders geschaffen wurde, um bei den Passagegebühren zu ersparen. Letztere betragen für die „Weimar“ angeblich 70.000 Mark.

Gegen Abend kamen die zwölf Apostel in Sicht, eine Gruppe trostlos öder, mit Guano bedeckter vulkanischer Inseln mit schroffen Küstenabhängen, und um 4 Uhr morgens des 22. nahmen wir die Enge von Bab-el-Mandeb, die uns vom indischen Ozean trennte. Sie ist als eine gefürchtete Strasse bekannt, deren Ufer die Gerippe zahlreicher Schiffe bedecken; an und für sich schmal, ist in sie noch die Insel Perim eingeschoben, so dass die Schiffe am engsten Durchlass bis auf 150 m an die Korallenfelsen herangebracht werden müssen. Zwei mächtige Leuchfeuer, von denen eines in der Mitte der Insel Perim, das andere auf einem Korallenriff steht, markieren diesen gefährlichen Punkt, der indessen immer noch leichter zu durchschiffen ist als die Strasse zwischen den Inseln Keb-el-teir und Keb-el-zukur, die wir vorher zu benutzen hatten. Dank der Nachlässigkeit der türkischen Behörden sind dort keine Seezeichen aufgestellt. Kaum war die Durchfahrt bewerkstelligt, die ich vom Deck aus beobachtet hatte, so schlug uns ein ziemlich starker Wind, der Monsun des indischen Ozeans, entgegen; er brachte die schwüle

Temperatur in kurzer Zeit um mehrere Grade herab. In einigen Stunden sollten wir in Aden landen.

Jener Teil der Küste, auf dem das strategisch so wichtige Aden liegt, trat uns als ein kahles, wild zerrissenes, hohes Gebirge entgegen. Soweit das Auge reichte, keine Spur von Wasseradern, Bäumen oder Gras; tot und starr dehnten sich weithin das öde Geschröff und die gigantisch übereinandergetürmten braungrauen Felsenmassen im Sonnenbrande.

Beim Näherkommen tauchten die weißen Bauten der Stadt als Baracken, Kasernen und Schuppen deutlicher hervor und zahlreiche Serpentinien hoben sich rein und leuchtend von ihrer Umgebung ab. Mit guten Zeissfeldstechern nahm man eine ganze Anzahl von Forts wahr, die in das Gestein eingebaut sind. —

Leider wurde uns der Zutritt zu dem Landungsplatz nicht gestattet, da der Aufenthalt des Postschiffes nur nach wenigen Stunden bemessen war. Ich bedauerte sehr, diese merkwürdige Stadt mit ihren berühmten Felsentanks nicht besucht zu haben, die hinsichtlich ihrer Verproviantierung ganz auf die Zufuhr zur See angewiesen ist. Wegen Mangel jeglicher Quellen müssen ihre Einwohner mit Regenwasser und wenn dieses nicht vorhanden, selbst mit destilliertem Wasser versorgt werden. Schon der Anblick vom Schiffe aus, den die grosse, in einem sonnen-durchglühten Felsenkessel liegende Ansiedelung darbot, genügte, um uns ihren Ruf als eine der gefürchtetsten Stationen der britischen Kolonie begreiflich erscheinen zu lassen.

War so von der Landseite nicht viel zu wollen, so entwickelte sich an Bord ein umso anziehenderes Treiben durch die vielen Händler, die mit Strausseneiern, Straussenfedern, Antilopengehörnen, Haifischkiefen, Ansichtskarten, Austern, Sägefischköpfen u. s. w. an Bord kamen. Dabei schien mir das Geschrei die Hauptsache zu sein. Am meisten taten sich nach dieser Richtung einige kleine Araberjungen hervor, die nach Geldstücken tauchten. Mit affenartiger Behendigkeit kletterten sie bis über das Sonnensegel, ja selbst bis zu den in den Davitts hängenden Rettungsbooten empor und ließen mit schriller Stimme ihre Aufforderung ergehen — „Have a dive, dive, dive, have a dive, dive“ — ins Unendliche. Einer dieser glänzenden Knirpse sprang aus mehr als 14 m Höhe herab, nicht ohne zuvor einem besonders neugierigen Passagier einen Schilling abgejagt zu haben, den er der Sicherheit halber zuerst in den Mund nahm, und dann tauchte, während die übrigen den ins Wasser geworfenen kleinen Geldstücken nachplumpsten und sie rasch wieder heraufbrachten.

Nächst ihnen belebten die arabischen Juden das improvisierte Marktgewühl, die Straussenfedern von guter Qualität verkauften. Die Preise waren nicht übertrieben hoch, sondern den europäischen ziemlich ähnlich. Gebrauchte man die Vorsicht, darauf zu achten, unverletzte und nicht ihrem Kiel nach gespaltene und wohl auch zusammengesetzte Federn anzunehmen, so wurde man kaum überhalten. Weisse Federboas kostete 6—10 Pfund pro Stück. Demgegenüber waren die Summen, die man für die „Curiosities“, die Haifischzähne, Muscheln und dgl. verlangte und auch erhielt, ganz unsinnig. Ebenso schlecht angelegt waren die wenigen Kupfermünzen, für die man ein Dutzend Austern erstehen konnte. Die Muscheln gehörten einer unansehnlichen, dickschaligen Art an und schmeckten so stark salzig, dass sie keinen besonderen Genuss boten. Viel Absatz fanden hübsch gefärbte, flaschenförmige Strohkörbe, von denen man behauptet, sie stammten aus europäischen Fabriken; ob mit Recht oder Unrecht, ist mir nicht bekannt; jedenfalls wurden sie wegen ihrer schönen roten und gelben Streifung und der gefälligen Gestalt von jedermann gekauft und als echte nubische Körbe dem Gepäck beigefügt. Man begnügte sich dabei mit der Tatsache, dass sie von Nubiern verhandelt wurden, bezüglich deren Rassenreinheit man wegen der Verschiedenartigkeit der Gesichtsbildung und der Nuancierung der Hautfarbe wieder gewisse Zweifel empfinden konnte. Gemeinsam war ihnen nur die Haartracht mit dem kronenförmigen Schopfe und der abstehenden Nackenkrause. Einige dieser braunen Gesellen hatten das ganze Kopfhaar mit einer dicken Kalkpaste zu einem unförmlichen Kuchen verkleistert. Dadurch wurde das schwarze Ringelbaar eigentümlich isabellenblond, worauf die betreffenden Eigentümer des Schmuckes nicht wenig stolz zu sein schienen.

Die Aussenrhede von Aden muss wohl eine sehr schöne genannt werden. Die vielen grossen Schiffe, von denen namentlich ein Fahrzeug der englischen P and O-Linie durch sein elegantes Aussehen hervorstach, die zahlreichen Fischerboote und die vielen Inseln, die nach Westen zu den Hafen abgrenzten, fesselten das Interesse des Beobachters aufs angenehmste. Ungemein belebt wurde die ganze Landschaft durch die grossen Schwärme von Möven, die zur Zeit meines Aufenthaltes so zahlreich unser Schiff umflogen, das man kaum ein photographisches Bild nehmen konnte, auf welchem nicht wenigstens einer dieser Vögel gerade an unrechter Stelle und in unrechter Distanz auf der Platte erschienen wäre.

Früh am Nachmittage war unser Schiff abgefertigt und wir dampften in die hohe See hinaus, unseren Kurs Ost-Süd-Ost nehmend, um die Strasse zwischen dem afrikanischen Festlande

und Sokotra zu erreichen, durch die wir in den eigentlichen indischen Ozean gelangen sollten. Vor Einbruch der Nacht hatten wir die arabische Küste aus dem Gesichtskreise verloren.

Von unserer Überfahrt nach Colombo ist wenig zu sagen. Die See, das Firmament und unser Schiff waren mir auch weiterhin eine schier unerschöpfliche Quelle von Beobachtungen. Das allgemeine Interesse hatte aber doch etwas nachzulassen begonnen, weil man sich leider an das Schöne noch rascher gewöhnt als an das Unangenehme. Meine Aufnahmekraft war aber auch dadurch stark beeinträchtigt, dass ich mir einen leichten Sonnenstich holte, an dem ich ziemlich zu leiden hatte. Das Schauspiel, das die schwimmenden Tange, die massenhaften Quallen und die von Zeit zu Zeit sichtbar werdenden Haie abgaben, bewog mich, viele Stunden in der Back des Schiffes zuzubringen und über die Reeling nach dem tosenden Wasser unter mir zu schauen, das der Schiffsbug mit Macht auseinander warf. Dabei fühlte ich, obwohl in der Sonne stehend, die Hitze nur wenig, da selbst bei unbewegter Luft unsere Eigengeschwindigkeit einen leisen Luftzug hervorrief.

Sprang nur eine ganz schwache Brise auf, die eben die Wogen kräufelte, so verspürte man an diesem Standorte schon einen sehr beträchtlichen und kühlenden Wind. Bei der vornüber geneigten Haltung des Kopfes schien mir die Sonne mit aller Kraft in den Nacken und auf das Hinterhaupt, das ich unvorsichtigerweise unbedeckt liess. In der Nacht vom 22. auf den 23. März setzte der Anfall mit einer ganz auffallenden Benommenheit des Bewusstseins und einem geradezu peinigenden Brennen in der hinteren Schädelregion ein. Ich erinnere mich noch meines Erstaunens, als ich mich an meinem Tagebuche schreibend befand, in das ich meine Daten eintragen wollte, ohne mich aber über meine Lage zurecht finden zu können. Im Halbschlaf wurde ich von den grauenhaftesten Träumen gepeinigt und stieg teils auf Deck teils in den unteren Räumen herum, trotzdem ich eine bleierne Schwere in den Gliedern fühlte. Die Sache ging mit Ausnahme eines stechenden Kopfschmerzes, der drei Tage anhielt, bald vorüber und erst darnach wurde es mir so recht klar, dass ich mit einem blauen Auge davongekommen war. —

Das charakteristische Merkmal des damaligen Abschnittes unserer Reise lag im Wetterumschlag. Die Temperatur blieb zwar immer in den Grenzen von $27.5-30.5^{\circ} C.$, mit dem Schleuderthermometer gemessen. Sie wurde aber trotzdem weit unangenehmer empfunden, weil sie fast gleichmässig anhielt und weil der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein viel grösserer war als der des roten Meeres. Wir hatten schon beim Durchgange durch die Enge von Perim die ersten Grüsse eines feuchten Ostwindes

empfangen, der dem abflauenden Frühjahrs-Nordostmonsun angehörte. Er war so mit Feuchtigkeit beladen, dass alle blanken Eisenteile zu rosten, das Leder zu quellen und die Tintenschrift zu rinnen begannen. Die Kleider fühlten sich feucht an, was in Verbindung mit dem ungenügend abdünstenden Schweiß zu einem beträchtlichen Unbehagen ward. Für brillentragende Personen erschwerte sich das Leben noch dadurch, daß die Brillengläser nicht rein zu halten waren.

Mit dem stetigen Winde hatte sich auch das Aussehen des Meeres geändert; es war nur mässig bewegt. rollte unseren Dampfer jedoch so stark, dass sich der sonst unverwüstliche Appetit unserer Gesellschaft sichtlich minderte, wenn auch niemand eigentlich seekrank wurde. Gewiss war dabei auch die drückende Schwüle in Rechnung zu nehmen. Wir hatten bereits den 10. Breitengrad überschritten und waren gezwungen, uns dem Tropenklima anzupassen. Eine Verkürzung des Schlafes, der in den schwülen, heissen Kabinen oft unterbrochen und unerquicklich war, bildete die einzige wirkliche Beschwerde. Es gab aber mehrere Passagiere, die trotz der Bruttemperatur hierin keinen Abbruch erlitten; andere verbrachten die Nächte auf Deck oder suchten sich nach den hergebrachten Überlieferungen durch einen grösseren Alkoholkonsum gegen die Unbilden dieser Breiten zu wappnen. Unsere Trinksitten sind trotz aller Aufklärung kaum zum Wanken zu bringen. Was man bei uns zu Hause mit Unmässigkeit bezeichnet, wurde hier vielfach als Erfordernis, als eine sanitäre Schutzmassregel angesehen. Sowie der Südfranzose, der Holländer u. s. w. ohne sein Apperitiv nicht auszukommen vermeinen, ebenso gilt die Regel, dass man in den Tropen es seiner Gesundheit schuldig sei, in Rotwein, Bier oder Brandy — je nach der Nationalität — seine Opfer zu bringen. Es hat mir schon damals den Anschein erweckt, dass man dieser Forderung einer unwharen Tropenhygiene übermässig leicht nachzukommen bereit ist.

Am 24. sahen wir ganz im Nebeldunste verschwommen nach Osten Land für kurze Zeit. Er waren die Berge der Insel Sokotra, die wir in einer Distanz von über 30 Meilen passierten. Von nun an sollten wir sechs Tage lang nichts zu sehen bekommen wie Himmel und Meer.

In der darauffolgenden Nacht tauchte hinter uns ein Licht auf, das nicht verschwinden wollte und daher ein in gleicher Richtung fahrendes Schiff annehmen ließ. Beim Heraufkommen auf Deck am nächsten Morgen stand ein solches weit vor uns im Lee und kam uns gegen Mittag aus den Augen.

Die Zeit bis zu unserem Eintreffen in Ceylon verlief ohne besondere Vorkommnisse. Ihre Länge wurde von den Passagie-

ren je nach der Beschäftigung verschieden unangenehm empfunden. Das Interesse an dem geistlosen Ringwerfen und Scheibenstossen, die man wohl nur als sehr bescheidenen Zeitvertreib auffassen konnte, war bald erloschen, die vorhandene Literatur ausgelesen, jeder interne Gesprächsstoff erschöpft. Sogar die Angriffslust auf das Küchenrepertoire war an der Harthätigkeit des Püfers zu schanden geworden. Die einzige Zerstreuung, die allgemeinen Anklang fand, war die Schiffskapelle, die jeden Abend spielte; aber der bewusste junge Mann sang darnach immer noch und verwischte den guten Eindruck. So blieb denn schliesslich nichts als der eigene Körper, dem man in seiner Pflege das grösste Interesse widmete. Hier leisteten unsere englischen Reisegeossen das meiste. Wir Deutsche sind freilich in einer Zeit, wo der Kneippismus, das Gesundbeten und die verschiedenen „Naturheilmethoden“ in Blüte stehen, nicht berechtigt, uns über die Franzosen lustig zu machen, bei denen „la bile“ so ziemlich unserer „Verkühlung“ die Wage hält und die Wunderwässer von Lourdes im Schwunge sind. Was ich aber von meinem damaligen, wie auch von meinen späteren, britischen Reisegeossen erleben musste, überstieg alles Dagewesene. Jeder hatte in seinem Gepäck eine Reihe von Flaschen und Schachteln, voll von „Digestives“ „Headache-Cure“, „Kidney-Beans“ und „Blood-Purifier“, mit denen er sich und den Nächsten aufs ausgiebigste behandelte. Namentlich wurde eine solche Reihe von Blutreinigern produziert und verbraucht, so dass ein wenig schmeichelhafter Schluss auf die Blutbeschaffenheit unserer Kameraden zu ziehen gewesen wäre. Zum Glück kamen wirkliche Erkrankungen ganz selten vor. Ernstlich litt nur eine ältere Dame, die, seitdem sie das Schiff betreten hatte, unausgesetzt krank war. Die leisesten, von uns kaum wahrnehmbaren Seitenschwingungen des Dampfers erregten bei ihr einen so starken Schwindel und heftige stomachale Übelkeiten, dass sie die ganze Reise hilflos im Sessel liegend zubrachte.

Zu einer tatsächlichen Beschwerde auch für Gesunde wurde die Hitze, die nach einigen Tagen so lähmend zu wirken begann, dass man alle Energie aufzubieten hatte, um nicht träge zu werden. Am 27. März hatten wir in $8^{\circ} 51'$ Südbreite und $69^{\circ} 57'$ Ostlänge um 9 Uhr abends $29^{\circ} C$. Am nächsten Morgen lasen wir um 8 Uhr $30.5^{\circ} C$. am Schleuderthermometer und in der darauffolgenden Nacht um 11 Uhr sogar $31^{\circ} C$! Das Ausbleiben der abendlichen Kühlung unserer Sommertage wirkte geradezu deprimierend. Die Temperaturkurve war fast ganz eben. Die Sonne ging kurz vor 6 Uhr auf und nach 6 Uhr abends unter und zwar so rasch, dass eine eigentliche Dämmerung fehlte. Bei einer Beobachtung zählte ich zwischen der Berührung des Ho-

rizontes durch den unteren Rand der Sonnenscheibe und dem vollständigen Verschwinden der letzteren bloss 2 Minuten und 35 Sekunden. Darnach blieb aber die Temperatur fast auf der gleichen Höhe und nahm erst gegen 4 Uhr früh um wenige Grade ab, so dass man zurzeit des Sonnenaufganges auf 26.5 bis 27° C. kam. Kaum war die Sonne aus dem Meere aufgestiegen, so setzte die Hitze mit aller Macht wieder ein. Unter solchen Bedingungen war es kein Wunder, dass die Passagiere den grössten Teil des Tages erschlaft in den Stühlen herumlagen. Jede Bewegung vermehrte die Transpiration. Selbst beim Schreiben klebten die Arme an der Tischplatte.

Nur der Schiffsdienst ging seinen gewöhnlichen Gang. Von den Heizern wurde wohl oft einer ohnmächtig heraufgebracht. Aber man tröstete sich damit, dass diese Leute eine hohe Bezahlung und eine kurze Arbeitsschicht hatten und dachte lieber nicht an die Kessel und ihre Schrecken. Die Matrosen und Deckarbeiter verrichteten gleichmässig und mit dem Stundenschlag ihre Arbeit, kamen und gingen, ohne wesentlich zu klagen oder zu fluchen. Sie erschienen als ernste Menschen, die unter dem Drucke einer strengen Disziplin zur automatenhaften Tätigkeit verhalten wurden. Weniger lobenswert waren die Stewards und die Deckjungen. Den letzteren war das Blankhalten der in der Feuchtigkeit stets oxydierenden Metallbestandteile zur Pflicht gemacht; sie pflegten diese Objekte mit Öl und Schmirgel gehörig einzustreichen und das Weitere den Kleidern der Passagiere zu überlassen.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch eine leichte Gesundheitsstörung anführen, die vereinzelt zur Beobachtung kam, nämlich das Aufschliessen eines heftig juckenden mit Knötchenbildung verlaufenden akuten Ekzems, das dem Zusammenwirken der Hitze und der Feuchtigkeit zugeschrieben wird. Von beiden Übeln war die Feuchtigkeit, die bis ins Innere der Wäschekoffer drang, das grössere. Sie hatte nur den Vorzug, dass sie uns den Sternenhimmel mit einer bisher nie gesehenen Klarheit vor Augen führte. Selbst mit unseren Feldstechern konnten wir manche Teile der Milchstrasse auflösen, so dass sie nicht mehr als diffus schimmerndes Band, sondern als die Vereinigung einer ungeheuren Menge kleinster Lichtpunkte erschienen. Auch die mit freiem Auge sichtbaren Sterne schienen viel grösser und uns näher zu sein und funkelten in auffallender Helligkeit. Die silberne Mondsichel und das fahle im Osten stehende Zodiakallicht vermehrte noch die Pracht des nächtlichen Himmels.

Eine etwas allgemeinere Abwechslung wurde uns am Abende des 27. März zuteil. Wir begegneten zwei Frachtdampfern, die dem

norddeutschen Lloyd anzugehören schienen, soweit man aus den Umrissen schloss, die durch die Finsternis wahrnehmbar waren. Man brannte zwei starke bengalische Lichter ab, die man über Bord hielt. Es kam aber kein Gegensignal. Ohne den Gruss zu erwidern, zogen die Fahrzeuge vorüber. Ihre Hecklichter blieben noch lange sichtbar, ehe sie im Nebel des Horizontes verschwanden. Gegen 10 Uhr stieg hinter uns eins neues Licht empor, das Mastsignal eines uns nacheilenden Dampfers. Die „Weimar“, die kurz zuvor zwei Boote unbekannter Herkunft überholt hatte, wurde zum zweiten Male gejagt. Das Aufkommen eines im gleichen Kurse segelnden Schiffes ist keine Kurzweil, nach dem Seemannsspruche „Sternjagd, lange Jagd“. Ich hätte wohl gerne den Vorgang sehen wollen; allein der Abstand beider Boote schien so wenig abzunehmen, dass ich um 1 Uhr morgens meinen Posten verliess, d. h. ich schlief auf meinem Sessel ein: Ich hatte mich aber über die Schnelligkeit des Fremden sehr getäuscht. Es war die „Yara“, ein mit 18 Meilen gehendes, modernes französisches Passagierboot, das uns bald so geschlagen hatte, dass man es beim Sonnenaufgange eben noch am Horizonte im Süden ausnehmen konnte. Bald darauf umzog sich der Himmel mit düsteren Wolken, welche die Sonne nur schwach durchdrang. Der Wind hatte an Stärke beträchtlich zugenommen und erzeugte eine etwas bewegtere See, die in dem Ausbleiben von etwa der Hälfte der Passagiere von der Tafel einen numerischen Ausdruck fand. Ich hatte mich an die Schwankungen des Schiffes bereits so gewöhnt, dass sie mich in keiner Weise störten. Doch liess die lange Reise auch in uns den Wunsch immer lebhafter werden, endlich wieder einmal Land sehen zu können.

Am 29. März frühmorgens kam die Küste von Ceylon nach einem sechstägigen Aufenthalt auf hoher See in Sicht, ohne dass uns zuvor jene Mövenschwärme begrüsst hätten, die wir als Vorboten des Landes zu sehen gewohnt waren. Ein dichter Waldstreifen bedeckte das sich unserem Auge darbietende Ufer und alsbald konnten wir den schönen Hafen von Colombo wahrnehmen, mit den weissen Häuseranlagen im Hintergrunde. Um 9 Uhr wurde die Hafeneinfahrt mit klingendem Spiele vollzogen und zuerst der grosse Kreuzer „Russia“ begrüsst, der ganz aussen lag. Die traurigen und schwermütigen Akkorde der russischen Volkshymne schallten mächtig über den Hafen und wurden von der Mannschaft des Panzerschiffes entblössten Hauptes angehört. Mit einem kurzen Niederholen der Flagge beantwortete man diesen Akt internationaler Höflichkeit. Hinter dem Russen lag die „Yara“, die bereits den blauen Peter, die Abfahrtsflagge, aufgezo-gen hatte. Unter den lustigen Klängen eines

französischen Marsches zog die „Weimar“ an ihr vorüber und wurde von dem Hafenspielen an ihren Verankerungsplatz geschleppt und vertäut.

Die Erlaubnis zum Verlassen des Schiffes konnte aber nicht sogleich erhalten werden, weil sich die Erledigung der Sanitätsformalitäten ziemlich in die Länge zog. Die mit grosser Ungeduld ertragene Verzögerung bot uns wenigstens Gelegenheit, das Hafenleben zu besehen. In drei Reihen lagen die grossen Ozeandampfer aller Nationalitäten an ihren Bojen, umgeben von grossen plumpen Kähnen, den Leichterschiffen, in welchen die Handelsgüter von und zum Lande gebracht wurden. Dazwischen schossen kleine Dampfbarkassen und weisse elegante Ruderboote dahin, während am Ufer überall grosse Dampfkräne über die niederen Kaimauern aufragten, hinter denen sich grosse Speicher aneinander reihten. Da die grossen Schiffe wegen der Bodenformation des Hafens nicht unmittelbar am Ufer anlegen können, wird der Personenverkehr durch kleine Ausliegerboote besorgt, die von den Eingeborenen, den Singhalesen, geführt werden. Diese Fahrzeuge haben beim ersten Anblicke wenig Vertrauenerweckendes. Es sind ganz hohe und so schmale Kästen, dass man eben zur Not beide Beine zwischen ihre Wände einzwängen kann.

Das Umkippen wird durch einen Balken verhindert, der einige Ellen vom Boote abseits im Wasser liegt und mit letzterem durch zwei starke gebogene Stangen verbunden ist. Vorne und hinten befindet sich je ein Ruderer, von dem man nicht weiss, wie er Platz findet, und über der Mitte ist noch ein Stückchen Leinwand ausgespannt, das für den Passagier als Sonnendach zu dienen hat. Für die Eingeborenen genügt übrigens noch weniger, um an die Schiffe heranzukommen: eine ganze Schar von Jungen trieb sich im Hafen auf Holzpfosten herum, auf denen knieend sie mit einer Stange oder auch mit den Händen ruderten. Die Inhaber dieser primitivsten Kähne umringten unser eben angekommenes Schiff mit dem begehrliehen Geschrei nach einem dive. Wie in Aden, so klang auch hier uns diese Weise bis zum Überdross in die Ohren. Die Sicherheit, mit der sich diese Kinder im Wasser tummeln, war tatsächlich erstaunlich. Sie tauchten und fischten nicht nur vorzüglich nach Münzen, sondern schwammen auch mit einer solchen Schnelligkeit, wie ich das nur bei hochklassigen europäischen Schwimmern zu sehen gewohnt war. Einer von ihnen unterschwamm unseren Dampfer für eine kleine Münze, was bei den 32 Fuss Tiefgang unseres Schiffes, der Trübheit des schmutzigen Hafenwassers u. s. w. gewiss eine nicht zu verachtende Leistung war.

Als der Hafenanwalt uns verliess und uns damit die lang ersehnte Bewegungsfreiheit einräumte, wurde unser Deck von den ebenso ungeduldig zurückgehaltenen Händlern, Tauchern, Hotel-dienern usw. geradezu gestürmt.

Die grösste Nachfrage herrschte nach chinesischen Schneidern, um aufs eiligste Tropenanzüge herbeizuschaffen, mit denen sich viele in ungenügender Weise ausgestattet hatten. Demnächst konzentrierte sich das Interesse auf die Edelsteinhändler und Goldschmiede, von denen mir während der Reise sehr vieles erzählt worden ist. Die Leute brachten Rubinen und Saphire, sowohl geschliffen wie roh in grossen Quantitäten und boten sie zu billig zum Kaufe an, als dass sie nicht den stärksten Verdacht erregt hätten. Einige machten sich sogar erbötig, die Steine auf Probe abzugeben und erklärten sich mit irgend einer Summe zufrieden, die man ihnen später von London oder sonst woher schicken würde. Andere wieder zeigten aus dem Flussande ausgeschwemmte mattbraune, rote und grüne Körner vor, die sie als den allerbesten Gelegenheitskauf ausriefen. Trotz aller dieser zur Vorsicht mahnenden Praktiken fanden sich für diese Steine ebenso viele Käufer wie für den mitgebrachten wertlosesten Schund von sogenanntem chinesischem Porzellan. In Colombo selbst fand ich nachher die Preise für Edelsteine gerade so hoch wie etwa in Wien oder Berlin. Eine gewisse Verlässlichkeit boten uns die Bananenverkäufer und die Santelholz-Hausierer, die wenigstens eine auch von dem Laien zu beurteilende Ware ausboten, die im schlimmsten Falle überzahlt wurde. Dessenungeachtet waren das fremde Land, die neuen Menschen, die in Europa so sehr bewunderten indischen Produkte und die eben geendete Langweile der Seereise zu viele Beweggründe, um nicht mit der Naivität von Kindern nach allen den bunten Sachen zu langen, die ausgestellt wurden; und jeder beeilte sich, in Seide, Gold, Ebenholz, Spitzen, Fächern und Schildpatt, Rubinen und Saphiren, Schnitzereien und Muscheln, möglichst viel auszuwählen zum Andenken an Colombo oder als Geschenk für die Seinen, ohne sich zu lange mit der Frage nach dem wirklichen Werte der Kaufobjekte aufzuhalten. Als gefährliche Ratgeber erwiesen sich dabei jene Freunde, die sich als Sachverständige aufspielten und deren Urteil man einwandlos folgte. „Ein Rubin“ meinte einer von ihnen „nimmt niemals den Hauch des Atems an, sondern nur Glas“. Kurz darauf sah man die Guten mit roten Steinen zwischen den schwitzenden Fingerspitzen, bei 35° Temperatur mit aller Kraft auf die begehrten Kleinode blasen, die sich natürlich nicht mit Wasserdampf beschlugen und nun willig bezahlt wurden. Die Probe wirkte so beruhigend, dass man später auch ohne sie kaufte und die Steine nahm, ungeblasen wie sie waren.

Zwischenhinein begannen die Ladekrähne zu rasseln, die Bootsleute zu schreien, die Lastträger zu rufen und zu stossen, während sich die Passagiere nach der Falltreppe drängten. Das ganze Schiff schien mit einem Schlage einem hastenden, lärmenden bunten Volkshaufen ausgeliefert zu sein, in dem das dunkelhäutige Element die Oberhand hatte. Unter den Singhalesen sah man grosse hübsche Gestalten, die mit ihren straff gekämmten, zu einem Knoten aufgebundenen Haaren, den schwarzen Augen und der tiefbraunen Gesichtsfarbe einen sehr günstigen Eindruck machten. Sehr gefiel auch ihre ruhige Zurückhaltung, durch die sie sich vor den aufdringlichen Persern auf das vorteilhafteste unterschieden. Weniger tat sich die stammesangehörige Jugend hervor. Als das Interesse an den Taucherkünsten erloschen war, kamen die Knaben an Bord und versuchten ihren Vorteil auf andere Weise. Die meisten bettelten, andere produzierten sich. Sie tanzten gegen Entgelt oder sangen je nach Wunsch die englische Nationalhymne, *God save the Queen* oder *Daisy Bell* und begleiteten ihre hastig herabgeleiteten Lieder mit lautem Klatuschen. Das taktmässige Anschlagen der gebeugten Oberarme an die Brust und das damit verbundene Hin- und Herspringen von einem Bein aufs andere, sowie das breite Grinsen diente zur allgemeinen Heiterkeit, bot aber wenig musikalischen Genuss. Ein beliebtes Konkurrenzmanöver bei der Bewerbung um den abfallenden Obolus gab die Religionsangehörigkeit. „*See, me christian, him no christian*“ war eine viel gehörte Anrede, mit der das messingene Halskreuz gezeigt wurde. Nur war die Versicherung mit zu wenig frommer Demut und zu viel Geschäftsgeist verbunden, um stets gebührend belohnt zu werden. Als einer dieser schwarzen Racker eine Zigarre zu stibitzen versuchte, rückte der Quartermaster mit einem spanischen Rohre an, worauf die ganze Bande über Bord sprang. Gleich darauf tönte wieder ihr vielstimmiger Ruf aus der Tiefe herauf: *Have a dive, dive, dive . . . !*

Kurz darauf liess ich mich überführen und betrat die Stadt, deren Schönheit alles übertraf, was mir bisher von ihr erzählt worden war.

Gleich beim Betreten jenes Weges, der vom Pier zur Stadt führt, wurde das Auge durch das Strassenleben und sein leuchtendes Farbenspiel angezogen. Zwischen den modernen europäischen Kaufhäusern und grossen eleganten Hotels mit weissen oder getönten Fassaden zog sich die breite, von schönen Alleebäumen flankierte Strasse dahin, deren wohlgepflegter ziegelroter Boden an dem matten Grün der Bäume wirkungsvoll abstach. Halbnackte oder nur mit dem Sarong versehene Eingeborene, weissgekleidete Europäer, dicke Chinesen und Perser, Matrosen aus

aller Herren Ländern, indische Soldaten in Khaki und Turban, kleine zweirädrige Ochsenkarren, Rickshaws und europäische Karossen, bettelnde Kinder, ernste Brahmanen, deren kahle Schädel unheimlich in der Sonne glänzten und bärtige Bombayleute bewegten sich hier in dichtem Gedränge und vervollständigten das bunte Getriebe, das sich den Blicken des Fremden mit der Plötzlichkeit eines Projektionsbildes darbot.

Ich war sogleich von einer Menge von Führern und Rickshawmen umschlossen, für deren Dienst ich aber dankte, da ich mich ungestört und ungeleitet den neuen Eindrücken hingeben wollte, die in Menge vorhanden waren. Mein Vorsatz blieb unausführbar; denn in Colombo geht ein Europäer in der Mittagshitze fast niemals zu Fusse herum und jedenfalls nie ohne Sonnenhelm. Eben als ich eines der aufgenötigten Vehikel besteigen wollte, sah ich den Firmenschild des Kaufhauses John Hagenbeck. Ich trat ein und liess mich dem Chef, dem Bruder unseres berühmten Hamburger Tierhändlers, vorstellen; er empfing mich auf das freundlichste und verschaffte mir einen Wagen, der mich zu den verschiedensten Sehenswürdigkeiten der Stadt bringen sollte, in der mir alles so sehenswert schien. Nachdem ich den im Zentrum des Europäerviertels stehenden Leuchtturm, das Museum und die Batterien besucht und mich etwas über die Lage der verschiedenen Viertel orientiert hatte, entliess ich das Gefährt, um mich mit Musse der Betrachtung der Tropenpracht hinzugeben, die mir aus allen Ecken entgegenquoll.

War schon das Handelsviertel interessant, trotzdem es nur aus Geschäftshäusern, Bazaren, Hotels und Wechselstuben bestand, so bot das Eingeborenenviertel oder Pettah ein noch viel höheres Interesse, obwohl es durchaus nicht schön genannt werden konnte. Die lange Reihe von Kaufläden enthielten keine Produkte des Landes, sondern meist nur billigen europäischen Kram vom plumpen Peitschenstiel bis zur Nähmaschine. Hin und wieder kam man an einem Buddhatempel von ärmlichem Aussehen, an besser gehaltenen Chinesenhäusern oder an Mietwagenständen mit schmucken Ochsen gespannen vorüber. Vorwiegend waren hier die arbeitenden Klassen, die lasttragenden Kulis, die Strassenverkäufer, Rickshawmen, Handwerker, Läufer u. s. w. in dem ungemein regen Strassenleben vertreten und alle Schattierungen der sozialen Klassen der Eingeborenen: von dem gut gekleideten, hochmütig dreinblickenden Boy eines Weissen bis zu den halbnackten Bettelweibern und ihren Kindern, die nach den Fruchtabfällen in der Gosse suchten oder den Fremden mit dem leisen Rufe nachliefen: „No father, no mother, . . .!“ Der Kontrast zwischen dem wohlhabenden Singhalesen oder gar

dem, schon durch das Klima zu einem gewissen Luxus gezwungenen Europäer und der betrübenden Armut einzelner Unglücklicher trat hier umso greller hervor, als er einen Boden zum Schauplatz hat, der in überreichem Masse all das zu geben schien, was zum Lebensunterhalte dieser einfachen Menschen gehört.

Ein Blick auf den Gemüse- und Obstmarkt gibt uns einen trefflichen Beweis von der Fruchtbarkeit der Vegetation. Die tropischen Früchte, welche wir als teure Leckerbissen zu kennen gewohnt sind, werden hier in einer Güte und Schönheit angeboten, die alle Erwartungen übertrifft. Grosse Bündel goldgelber Bananen, Brotfrüchte und Kokosnüsse, Haufen von Ananas, die ätherisch öligen und wohlschmeckenden Mangos, die Durian, von der Wallace behauptet hat, sie allein würde schon eine Fahrt nach Ostindien lohnend machen, die köstliche Frucht der Quassia papaua, die Pawpaw, Melonen, Orangen, Granatäpfel und noch viele andere Herrlichkeiten luden den Besucher zum Genuß ein und waren um wenig Geld erhältlich. Ich kaufte zwei grosse Biusensäcke voll und liess sie nach dem Schiffe bringen. Nicht minder reichhaltig erwies sich der Fischmarkt, auf dem ganze Berge von Fischen aufgebracht waren. Mein anfängliches Wohlgefallen, das ich dem vorhandenen Artenreichtum entgegenbrachte, wurde freilich bald von dem argen Gestanke vertrieben, der in der grossen offenen Markthalle herrschte. Die hohe Temperatur der Luft, der Mangel an Kühlräumen und die Vorliebe der Chinesen für faule Fische geben diesem Orte ein Gepräge, das unseren Anschauungen von dem Kulinarischen nicht entspricht.

Vom Pettah führte mich der Weg nach dem Viktoriapark, den Zimmgärten, dem botanischen Garten und dem Villenviertel hinaus und gab mir Gelegenheit, jenes grossartige Geschenk der Natur zu bewundern, dem Colombo seine viel beschriebene und wahrhaft unvergleichliche Schönheit verdankt — den tropischen Wald. Nur unter diesem Namen vermag man die ausgedehnten Anlagen richtig zu belegen, für deren kraftstrotzende Fülle des Pflanzenwuchses uns jeder Vergleich mangelt und unter welcher man lustwandelt haben muss, um die dithyrambische Begeisterung zu erfassen, die uns so oft berichtet worden ist. „Den Garten von Eden“ nennen die Engländer Ceylon, und nach dem Anblicke, der sich dem entzückten Auge des Besuchers hier entrollt, zu urteilen, mit vollem Rechte.

Schon die Zimmgärten — alte aufgelaassene Zimmtplantagen, die der Verwilderung anheimgegeben wurden — sind prachtvoll zu nennen. Riesige Feigenbäume, von Blüten überladene Hibiscusstauden, baumartige Malvenarten mit grossen gelben Blumen-

kelchen, vom Winde zerrissene Pisang, hochragende Palmen, Pawpaws und Damarfichten, Zimmt- und Brotfruchtbäume in haiartigem Durcheinander über einem mannshohen Rasen und Strauchdickicht, von saftigstem Grün und von Blüten bedeckt. Alles schwindelnde Blumenpracht und soweit das Auge sieht, sanft undulierende Wellenlinien von Büschen, Sträuchern und Baumkronen mit lebhaft glänzenden Blättern oder starren Wedeln.

Darüber wölbt sich der tiefblaue Himmel. Die Sonne spendet ihr übermächtiges Licht. Alles strahlt. Vom heissen, hochrot erschimmernden Boden der Wege steigt flimmernd die Luft auf. Jeder Halm und jedes Blatt birgt in seinem Schatten eine zirpende Cikade, einen Käfer oder eine bunte Eidechse, die blitzschnell ins raschelnde Gras enteilt. Geckonen rufen aus dem Geäst, helle Falter eilen über die vor Hitze brütenden Gefilde, in denen alles summt und schwirrt und ungeheurer Lebenskraft voll ist. Sogar sich bewegende Pflanzen findet man in Hecken und Gestrüpp als Unkraut —; eine zarte Mimose, die in unserem grauen Norden mühsam gezüchtet, ein langsames Senken der Blätter zeigt, wuchert hier in dicken, von violetten Blüten besäten Polstern an allen Strassen und Wegen; berührt sie der Fuss des Wanderers, so fällt ihr Blätterschmuck mit einem Schlage zusammen, so dass man nichts zu sehen vermeint als eine von Ungeziefer kahl gefressene Staude.

In den gepflegten Villengärten und Parks stechen die riesigen Palmen hervor, unter denen namentlich eine Kokosart, die Kings Coconut, eine wahre Zierde zu nennen ist; ihre grossen Fruchtbüschel prangen in hellem Gelb und lugen wie Riesenblumen aus der prachtvollen Blattkrone heraus. Daneben duldet man noch eine ganze Reihe anderer Palmen und Blätterpflanzen, die wir zuweilen als die riesigen Artverwandten kleiner schwächerlicher Treibhausgewächse unserer Breiten wiedererkennen. Ich sage ausdrücklich, man duldet diese Gewächse — denn der Ausdruck Gartenpflege ändert hier seinen Sinn; er bezeichnet nicht das sorgsame Schützen, Wärmen und Aufziehen der Pflanzen sondern das fortwährende Aushauen und Niederhalten der tausendfältig hervorsprossenden Flora, um gewünschte Arten überhaupt zur besseren Entwicklung kommen zu lassen. Was soll auch eine andersartige Pflege auf einem Boden wollen, der so mit Fruchtbarkeit und ihren Grundelementen Licht, Wärme und Feuchtigkeit gesegnet ist, dass überall ein Pflanzenwuchs hervorgebracht wird, den sich kein europäischer Nabob in seinen Glaspalästen gönnen könnte. Ceylon ist nicht wie das indische Festland oder andere Tropenländer von alljährlichen regenlosen Perioden heimgesucht, in denen alles verdorrt und verödet. Infolge seiner Lage hat es auch ausserhalb der regulären tropi-

schen Regenzeit noch reichliche Niederschläge, so dass die Vegetation sich mit einer Vielseitigkeit und Schönheit entfalten kann, wie nur an wenigen Punkten der Erde. Von noch höherem landschaftlichen Reiz ist das hochgelegene und daher kühle Kandy. Leider unterblieb der dorthin projektierte Ausflug wegen ungünstiger Bahnverbindung.

Ich bin viele Stunden in diesen schönen Gärten herumgewandert, ehe ich an den Heimweg dachte. Es war Abend geworden und ich begann mich nach einem Imbiss zu sehnen, auf den ich, in die Anschauung der herrlichen Natur vertieft, ganz vergessen hatte. Auch fühlte ich eine ziemliche Abspannung und ein eigentümliches Stechen in den Schläfen, die mich gezwungen hatten, meinen langen Spaziergang zu beendigen. Eingedenk meiner jüngsten Erfahrung aus dem roten Meere und der Warnungen Herrn Hagenbecks über die Häufigkeit des Sonnenstiches bestieg ich ein Rickshaw und liess mich ins Chattam Hotel bringen. Mitten aus der Tropenpracht wurde ich in europäischen Komfort versetzt. Grosse, kühle, mit Marmor ausgelegte Vorräume, elektrisches Licht und elektrisch betriebene Luftschrauben, Eislimonade, eine sorgfältige Bedienung, peinlichste Sauberkeit, Zeitungen, Telefon kurz alles, was einem ein englisches Hotel ersten Ranges zu bieten pflegt. Dass wir nicht in England, sondern in der Nähe des Äquators waren, verrieten bloss die lautlos herumeilenden eingeborenen Aufwärter und die Art der Speisen, von denen ich die berühmte Reistafel damals zum ersten Male sah. Weichgedämpfter Reis wird mit einer Menge von Saucen und Fleischzutaten serviert, denen der Neuling am besten eine grosse Vorsicht entgegenzubringen hat.

Einesteils sind die verabreichten Brühen so mit Cayennepfeffer überladen, dass man beim Genusse auch nur ganz kleiner Mengen ein Brennen im Munde verspürt, das jede weitere Geschmackspertzeption aufhebt; und andererseits enthalten die Würzen allerlei Krebschen, Fischchen u. s. w., deren körperliche Verfassung nicht darnach angetan ist, gleich vom ersten Momente an vertrauenerweckend zu sein. So schien mir die Liebhaberei für die Bombayducks nicht begründet. Es sind das gesalzene und gedörrte Fische, die zu kleinen Stücken und Krümeln zerbrochen der Reistafel etwas zu ihrem Hautgout beitragen sollen, in Wirklichkeit aber einen aashaften Geruch verbreiten.

Leider war es mir versagt, in dem erfrischend kühlen Vorsaal unseres Hotels mich einer wohltuenden Ruhe hinzugeben und mich in Reflexionen zu ergehen über all das Gesehene und den genussreichen Tag, der mir wie im Traum durchlebt schien. Ich kaufte noch einige Kleinigkeiten, schrieb die unerlässlichen

Ansichtskarten und eilte durch einen eben einsetzenden Gewitterregen getrieben zum Hafen, wo ich mich dem nächstbesten Ausliegerboote anvertraute. Meine beiden Ruderer sangen im Takte eine eintönige Weise; die Wellen, vom beginnenden Orkan erregt, schlugen klatschend an die Bootswand und der Donner grollte in den tiefhängenden Wolken. Dazu prasselte der warme tropische Regen in heftigen Schwaden und in solcher Menge herab, dass ich mich nicht weiter zu schützen versuchte. Bald schimmerte uns die „Weimar“ wie ein leuchtender Palast entgegen und ich erreichte wohlbehalten, aber total durchnässt, das Fallrep, das ich eilends emporstieg, während meine Ruderer abstiegen und sogleich in der Regenmauer verschwanden.

An Bord traf ich alles in lebhaftem Durcheinander. Der Dampfer sollte auslaufen. Die letzten Frachtgüter mussten noch weggeschafft werden, die Besucher aus der Stadt verabschiedet und das Schiff klar gemacht werden. Die Händler versuchten noch einmal einen allgemeinen und nicht erfolglosen Ansturm auf die Beutel der Passagiere. Dieser beklagte einige Dinge vergessen, der andere einige zu viel gekauft zu haben oder teilte jedem aufs genaueste mit, mit welchem ungeheuren Vorteil er hier Edelsteine erworben hatte. Andere bestritten jeden Wert und behaupteten, sie verstünden es besser, man lachte, schrie, gestikulirte, die Speiseglocke tönte, die Bootsmannpfeife schallte an der Aussenwinde herüber und die Kapelle spielte zum Abschiede einen Marsch. Im Nu waren die geschmeidigen Händler verschwunden. „Let go“ brüllte der zweite Offizier über Heck in die schwarze Nacht hinaus und die Stahltrosse fielen von der Boje. Der Buganker kam herauf, die Schraube begann sich zuerst langsam, dann bald in der wohlbekanntem dumpfen Schlagfolge zu drehen und das Schiff bewegte sich aus dem Hafen. Der Regen hatte aufgehört das phosphoreszierende Wasser zu peitschen, und kristallklar blinkten die Signallichter herüber durch die feuchte Luft, roten und grünen Sternen vergleichbar, als die letzten Grüsse eines herrlichen Landes. Im Geiste bei seiner zauberhaften Lebenskraft, seinem Sonnenbrand und seinen Farbensymphonien verweilend, habe ich noch lange nach dem Lichterglanze der langsam versinkenden Gestade des Gartens von Eden hinübergestarrt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Lotos - Zeitschrift fuer Naturwissenschaften](#)

Jahr/Year: 1908

Band/Volume: [56](#)

Autor(en)/Author(s): Dexler Hermann

Artikel/Article: [Australische Reisebriefe II. 299-316](#)